

Degele, Nina/Bethmann, Stephanie/Heckemeyer, Karolin (2011)

Warum wir Geschlecht berücksichtigen, um Gesellschaft zu verstehen. Ein Plädoyer für eine heteronormativitätskritische Analyseperspektive.

erschienen bei <http://www.feministisches-institut.de>

1. Intro: Geschlecht und Gesellschaft

Dass wir Gesellschaft besser verstehen, wenn wir die Rolle von Geschlecht darin berücksichtigen, liegt nicht unbedingt auf der Hand. Zwar bemühen sich GeschlechterforscherInnen seit vielen Jahren darum, diese Analysekatgorie in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften zu etablieren. Geschlecht ist jedoch im Alltag und auch in den Wissenschaften nahezu unsichtbar und läuft auch bei jeder gesellschaftswissenschaftlichen Analyse unbemerkt mit – zumeist ohne ausdrücklich benannt zu werden. Warum wir – das ist die These unseres Beitrags – Geschlecht berücksichtigen müssen, sobald wir Gesellschaft beschreiben, lässt sich am besten plausibel machen, wenn wir versuchen, Geschlecht seine unhinterfragbare Selbstverständlichkeit zu nehmen: Versuchen Sie beispielsweise, sich einen konkreten Menschen vorzustellen – ohne Geschlecht. Das funktioniert nicht. Denn stets rufen wir Bilder von Männern und Frauen auf, von Ärzten und Krankenschwestern, von Sekretärinnen und Unternehmensberatern, von Vätern und Müttern, von Sexarbeiterinnen und Gebäudereinigern. Dass Menschen einem der beiden Geschlechter angehören, dass sie ein Geschlecht haben, scheint das normalste der Welt zu sein. Wovon aber sprechen wir, wenn wir von Personen immer schon als Personen mit einem Geschlecht sprechen? Welche Annahmen verbergen sich dahinter? Und wie zeigen sich diese in der Forschungspraxis und damit auch in den daraus hervorgehenden Ergebnissen? Die Frage danach, was in Wissenschaft und Alltag bei Bezeichnungen wie Arbeiter, Prostituierte, Ärzte, Arzthelfer, Sekretäre, Gebäudereiniger oder DAX-Vorstände mitschwingt, hat das Ziel, Geschlecht ans Licht wissenschaftlicher Reflektion holen. Diese Technik bezeichnen wir als Entselbstverständlichung. Wie Entselbstverständlichen gelingen kann und was wir dabei sehen, möchten wir im Folgenden anhand einiger Vorschläge zu einer geschlechtssensiblen Gesellschaftsanalyse skizzieren.

Dabei geht es uns darum, Geschlecht gleichzeitig als etwas tagtäglich Gemachtes und Veränderbares und als etwas strukturell Gegebenes und Veränderungsresistentes plausibel zu machen. Eine weitere Herausforderung besteht darin, mit dem Begriff Geschlecht keine Vorab-Vorstellung von Männern und Frauen zu zementieren. Denn Menschen inszenieren Geschlecht in ihren alltäglichen Handlungen auf unterschiedliche Weise; erst durch ihre Art sich zu kleiden und zu bewegen, zu reden und zu interagieren stellen sie das her, was wir als männlich und weiblich bezeichnen. Genau dies beschreiben GeschlechterforscherInnen als *doing gender* (West & Zimmermann 1987): Der Geschlechtskörper ist nicht Ausgangspunkt, sondern Produkt von Handlungen und Wahrnehmungen, er ist gemacht. Das Ergebnis dieses Tuns ist nicht natürlich gegeben, sondern im Prinzip kontingent (das heißt: „es könnte immer auch anders sein“): Denkbar sind unterschiedlichste Männlichkeiten und Weiblichkeiten, aber auch Körperpräsentationen jenseits herkömmlicher Zweigeschlechtlichkeit wie Transgender, Trans- oder Intersexuelle. Was wir tun, um Mann oder Frau zu sein, hängt völlig von gesellschaftlichen Bedingungen ab, die im historischen und kulturellen Vergleich ganz verschieden ausfallen können (Schröter 2002).

Doing gender, also die tägliche Arbeit an der Herstellung von Geschlechtlichkeit, findet nicht in einem sozialen Vakuum statt. Kontingenz meint dabei nicht, dass jedeR Einzelne Geschlecht frei wählen und individuell neu erfinden kann. Vielmehr richten sich die allermeisten entsprechend den gesellschaftlichen Vorgaben, was männlich und weiblich sei, als vermeintlich eindeutige Männer und Frauen in den bestehenden Geschlechterverhältnissen ein. Schon Karl Marx hat diese Zweiheit oder Dualität von Handlung und Struktur treffend auf den Punkt gebracht: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (Marx 1960: 115). Gesellschaftliche Verhältnisse ermöglichen und begrenzen gleichermaßen: Menschen in Deutschland brauchen eine Geburtsurkunde und einen Personalausweis, um als mündige Person anerkannt zu werden, sie müssen über ein Konto verfügen, um ökonomisch adressierbar und einen Namen, um sozial ansprechbar zu sein. Dieser auf dem Ausweis verzeichnete Name muss – so sagt es das deutsche Gesetz – eindeutig dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuzuordnen sein. Spätestens damit beginnt ein geschlechtlich definierter Rahmen seine gesellschaftliche Wirkmacht zu entfalten. Die Dualität liegt darin, dass die Handlungsmacht von Menschen durch gesellschaftliche Strukturen (wie Recht, Arbeitsmarkt, Familienorganisation und anderem mehr) bedingt ist, und dass Handeln wiederum Strukturen herstellt, d.h.

verändert, neu schafft oder verfestigt (vgl. Giddens 1995). Soziologisch gesprochen ist Geschlecht sowohl eine Strukturkategorie, das heißt ein Platzanweiser für die gesellschaftliche Verortung und Positionierung von Menschen, als auch eine soziale Konstruktion, also das Ergebnis sozialer Praxen – und damit keine natürliche Tatsache.

Diese Überlegungen deuten an, worum es uns geht: Wir möchten zeigen, dass Geschlecht im alltäglichen Tun und im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen mit einer fast lückenlosen Allgegenwärtigkeit hergestellt wird – und daher so selbstverständlich erscheint, dass es aus dem Blick gerät. Das hat Konsequenzen. Denn was auf der Mikroebene von Interaktionen eine natürliche Eigenschaft der Personen und auf der Makroebene übergreifender Strukturen eine immer schon gegebene Realität zu sein scheint, wird bei genauem Hinsehen in fast unsichtbarer Tätigkeit und mit ungeheurem Aufwand permanent produziert und reproduziert. Als Wirklichkeitsproduzentin hat Wissenschaft wesentlich Anteil an diesem Prozess, weshalb sie ihre eigenen Begrenzungen in Bezug auf Geschlecht reflektieren muss. Das wollen wir hier in folgenden Schritten tun: Zunächst werden wir Heteronormativität als grundlegende Analyseperspektive der Geschlechterforschung einführen (2), um die damit verbundenen Dimensionen der Naturalisierung (3), Inkorporierung (4) und Institutionalisierung (5) zu erklären. Wie man diese Perspektiven methodisch umsetzen und wie die Soziologie davon profitieren kann, demonstrieren wir abschließend als heteronormativitätskritisches Forschen (6).

2. Heteronormativität als Analyseperspektive

Ehe wir die Notwendigkeit geschlechtersensibler Gesellschaftsanalysen demonstrieren, möchten wir mit Heteronormativität einen Begriff einführen, der den gesellschaftlichen Charakter unseres Phänomens besser beschreiben kann als allein der Begriff Geschlecht. Denn wenn wir dafür argumentieren, dass die Berücksichtigung von Geschlecht für das Verständnis gesellschaftlicher Ordnung in allen Bereichen relevant ist, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie vergeschlechtlichte Körper im Kontext von Gesellschaft entstehen. Die Rede von Geschlecht – darauf haben feministische Klassikerinnen wie Gayle Rubin, Adrienne Riche und Monique Wittig nachdrücklich hingewiesen – umfasst nämlich immer auch eine Geschlechterordnung, die die Normierung sexueller Orientierung mit einschließt: Bei der Herstellung von Geschlecht sind stets auch Annahmen über Sexualität im Spiel, und das Konzept der Heteronormativität rückt genau diesen Zusammenhang in den Blick.

Zunächst einmal beschreibt Heteronormativität eine soziale Norm. Und zwar eine Norm, die auf zwei gesellschaftlich tief verankerten Annahmen basiert: erstens, dass es von Natur aus nur zwei Geschlechter gibt, nämlich Männer und Frauen, und zweitens, dass sich diese beiden Geschlechter in ihrer Sexualität üblicherweise aufeinander beziehen, also heterosexuell sind. Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität sind zwei verwobene und füreinander konstitutive soziale Konzepte. Zusammen ergeben sie ein vor allem aufgrund seiner Selbstverständlichkeit und Unhinterfragtheit überaus machtvoll Geschlechtersystem, in dem nur jene Personen anerkannt und akzeptiert sind, die sich eindeutig als Mann oder Frau zu erkennen geben. Feministische Theoretikerinnen wie Carol Hagemann-White (1988) und die aufgrund ihrer viel diskutierten Schriften weit populärere Philosophin und Geschlechtertheoretikerin Judith Butler (1991) verweisen in diesem Zusammenhang auf die kausale Verknüpfung von Geschlecht und Heterosexualität und erweitern so die in der feministischen Theorie geläufige sex-gender-Unterscheidung um den Aspekt des sexuellen Begehrens. Der sex-gender-Differenz zufolge bilden Personen, denen nach der Geburt das weibliche Geschlecht (sex) zugeschrieben wird, die also als biologisch weiblich gelten, anschließend auch eine weibliche Geschlechtsidentität (gender) aus und – dies ist der zweite kausale Schluss – begehren Männer, d.h. sie orientieren sich heterosexuell. Biologisch männlich geltenden Personen hingegen entwickelten eine männliche Geschlechtsidentität, identifizieren sich also als Mann und wenden sich in ihrer Sexualität Frauen zu. Dieser scheinbar natürliche Kausalzusammenhang zwischen biologischem Geschlecht (sex), Geschlechtsidentität (gender) und Begehren beziehungsweise sexueller Orientierung (desire) lässt sich mit Butler (1991) als ein machtvoller Imperativ beschreiben. Sie meint damit eine soziale Norm, die bestimmt, welche Körper und Identitäten gesellschaftlich anerkannt und anerkennenswert sind und welche nicht.

Soziale Normen wie Erwartungen, Regeln oder Gesetze dienen der Herstellung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ordnung. Sie strukturieren Interaktionen zwischen einzelnen Personen oder Gruppen und bestimmen zudem, wer unter welchen Bedingungen Zugang zu gesellschaftlichen Institutionen und Leistungen wie Bildung, Arbeitsmarkt und Sozialleistungen hat – oder ausgeschlossen bleibt. Mit anderen Worten: Normen sind für jeden und jede unumgänglich, sie sind Teil der alltäglichen Auseinandersetzung mit und in Gesellschaft. Das bedeutet wiederum, dass sich Personen zu den jeweils gültigen Normen in Beziehung setzen müssen, so auch zur Heteronormativität. Sich einem der beiden gesellschaftlich existenten Geschlechter zuzuordnen ist eine Voraussetzung für die Anerkennung als ein vollwertiges und somit auch handlungsfähiges Gesellschaftsmitglied, um beispielsweise am Wettkampfsport teilnehmen zu können. Wie genau Menschen und Organisationen mit

Abweichungen von der Heteronorm umgehen, verändert sich mit der Zeit und ist letztlich eine empirische Frage. Festzuhalten bleibt jedoch, dass Normverstöße meist markiert und sozial sanktioniert werden – zum einen durch sprachliche Bezeichnungen wie etwa schwul oder lesbisch, trans-, inter- und bisexuell sowie transgender, zum anderen durch diskriminierende soziale Praktiken und institutionelle Ausschlüsse. Verbale Beschimpfungen und Beleidigungen gegen Homosexuelle, wie sie unter anderem im Sport immer wieder zu hören sind, gewaltsame körperliche Angriffe gegen nicht eindeutig als Mann oder Frau zu identifizierende Personen, wie sie vielerorts dokumentiert werden¹ sowie die formalen Unterschiede zwischen Hetero-Ehe und eingetragener Partnerschaft für homosexuelle Paare sind nur einige Beispiele hierfür. Heteronormativität und Heterosexualität sind dabei nicht dasselbe. Heterosexualität bezeichnet im binären System der Zweigeschlechtlichkeit Formen sexueller Praktiken zwischen Männern und Frauen. Heteronormativität bezieht sich auf dahinter stehende Institutionen, Denkstrukturen und Wahrnehmungsmuster. So wird Heterosexualität nicht nur zur Norm stilisiert, sondern auch als Praxis und Lebensweise privilegiert.

Zusammenfassend begreifen wir Heteronormativität als organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das Gesellschaft auf der Mikro- und Makroebene durchzieht und bis in die kleinsten Winkel alltäglicher Praxen und institutioneller Strukturen vordringt. Eben diese Praxen und Strukturen sind jedoch nicht allein Produkt von Heteronormativität, sie sind zugleich auch Produzenten derselben; das heißt sie tragen wesentlich zur Aufrechterhaltung der Norm der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität bei. Somit verstehen wir Heteronormativität immer auch als Ergebnis permanent stattfindender sozialer Prozesse, die Normalität herstellen. Als Soziologinnen interessieren wir uns in besonderem Maße für das ‚Wie‘ dieser Prozesse: Wie und durch wen wird Heteronormativität hergestellt und aufrechterhalten? Wie werden Männer zu Männern und Frauen zu Frauen? Wie wird Heterosexualität zur natürlichsten Nebensache der Welt? Wir unterscheiden dazu drei Formen von Normalisierungen: die Naturalisierung von Heteronormativität, ihre Inkorporierung und schließlich ihre Institutionalisierung.

3. Naturalisierung

Die binäre Einteilung von Menschen in Männer und Frauen erscheint nicht nur als das Selbstverständlichste, sondern vor allem als das Natürlichste der Welt. Männer- und Frauenkörper – so zumindest die landläufige Annahme – sind ohne weiteres eindeutig von einander zu unterscheiden, ebenso ihre Verhaltensweisen und ihre scheinbar naturgegebenen Kompetenzen: Männer haben breitere Schultern und mehr Muskeln als Frauen, sind daher physisch stärker aber zugleich auch aggressiver und weniger emotional. Frauen hingegen sind sensibler und zugleich empathischer als Männer, haben aber weniger Muskeln und sind daher physisch schwächer. Bei der alltäglichen Unterscheidung sind hauptsächlich visuelle Kriterien entscheidend: Körperformen und -proportionen, Körperbehaarung (z.B. Bartwuchs) und schließlich das, was den Körper im öffentlichen Raum verdeckt und verziert, d.h. Kleidung, Schminke, Schmuck, Frisuren. Hinzukommen als typisch männlich oder typisch weiblich angesehene Bewegungs- und Verhaltensformen. Ausgehend von den jeweils für das Auge wahrnehmbaren Attributen werden dann Rückschlüsse auf das sich darunter und dahinter verbergende Geschlecht gezogen, den als natürliche Grundlage geltenden Geschlechtskörper.

Die Kultur- und Sozialwissenschaften haben in den letzten Jahrzehnten die vermeintliche Natürlichkeit einer solchen Grundlage mehr und mehr in Frage gestellt. Stattdessen sehen vor allem konstruktivistische Strömungen (die etwa auf Grundlage des doing gender-Ansatzes argumentieren) Männer- und Frauenkörper als Ergebnisse von Naturalisierungen, sozialer Konstruktionsprozesse also, die Körpern und damit auch Geschlecht erst den Anschein des Natürlichen verleihen (vgl. Hirschauer 1993; Villa 2000). Dahinter steht die Annahme, dass uns der Zugriff auf Welt und Wirklichkeit und somit auch auf Körper nicht jenseits von Gesellschaft möglich ist. Bei dem, was wir wahrnehmen, sehen, hören, fühlen und denken, greifen wir stets auf ein kulturelles Sinn- und Bedeutungssystem zurück das es erlaubt, zwei (und eben nur zwei) Geschlechter zu sehen, sich und andere als Mann oder Frau wahrzunehmen und zu positionieren. Zweigeschlechtlichkeit ist demnach nicht natürlich und vorsozial, sondern etwas sozial Hergestelltes. In genau diesem Sinne sind auch biologische Geschlechtszuschreibungen mit kulturellen eng verwoben; sie sind letztlich nicht voneinander zu trennen. So verweist Butler (1993a: 232) darauf, dass erst der Satz ‚Es ist ein Mädchen‘ nach der Geburt eines Kindes die vermeintliche Naturtatsache des Mädchen-Seins schafft. Sie geht davon aus, dass die scheinbare Natürlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit mithilfe einer sich wiederholenden und zitierenden sprachlichen Praxis hergestellt wird. Doch nicht nur sprachliche, sondern auch körperliche Akte wie die Inszenierung durch Kleidung oder Bewegungen schaffen Realität, und zunehmend sprechen TheoretikerInnen dem menschlichen Körper eine vorrangige Bedeutung für die (Re-)Produktion sozialer Strukturen und Verhältnisse zu (vgl. u.a. Lindemann 1993). Betrachten wir die Konstruktion vermeintlich natürlicher Geschlechtskörper, so hat die Biologie darin

¹ Zu Menschenrechtsverletzungen gegen Lesben, Schwule und Transgendern siehe u.a. Dudek (2007).

eine Sonderstellung als Produzentin von Wissen über ‚Naturgegebenes‘. Die Körper, die sie erklärt, hat sie als Erkenntniskategorien ihrer Forschung zumeist schon vorausgesetzt. Dann zum Beispiel, wenn VerhaltensbiologInnen durch die Brille der Zweigeschlechtlichkeit menschliche Verhaltensweisen beobachten und daraufhin zu dem Schluss kommen, man könne eindeutig und widerspruchsfrei zwischen Männern und Frauen unterscheiden. Aus dem Blick gerät dabei, dass die ForscherInnen bereits mit der Vorannahme, es gäbe nur zwei Geschlechter auf das jeweilige Phänomen schauen und schließlich das finden, was sie suchen: nämlich scheinbar von Natur gegebene Geschlechterdifferenzen (Palm 2010)². GeschlechterforscherInnen kritisieren solche Forschungsdesigns und machen darauf aufmerksam, dass sich WissenschaftlerInnen in ihrer Forschungspraxis fortwährend im Rahmen des Wahrnehmbaren und Denkbaren bewegen. Auch BiologInnen rekurrieren also auf kulturelle Kategorien und festigen diese durch ihre Forschungsdesigns.

Diese beruhen in der Regel auf Vereinfachungen, die in der Biologie keineswegs unumstritten sind. So sehen manche BiologInnen in der Rede von Männern und Frauen letztlich eine Simplifizierung biologischer Vielfalt (Christiansen 1995; Schmitz 2006). Sie verweisen unter anderem darauf, dass die embryonale Anlage für die Geschlechtsorgane bis zur sechsten bis achten fötalen Entwicklungswoche indifferent ist und erst danach graduelle Differenzierungen stattfinden. „Die Geschlechter sind somit keine klar geschiedene Alternative, sondern stellen eine Variationsbreite mit fließendem Übergang von der mehr männlichen zur mehr weiblichen Seite dar.“ (Christiansen 1995: 15) Zudem unterscheidet die Biologie verschiedene Ebene der Geschlechterdifferenzierung, nämlich das chromosomale (XY- und XY-Gonosomen), gonadale (Hoden, Eierstöcke), hormonale (Östrogene und Androgene) und morphologische Geschlecht (primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale) mit unterschiedlichen Kombinationen und Ausprägungsmöglichkeiten, die nicht immer widerspruchsfrei zueinander passen.

Berücksichtigt man diese Vielschichtigkeit biologischer Faktoren der Geschlechterdifferenzierung und trägt der daraus resultierenden Vielfältigkeit an Kombinationen und Ausprägungsmöglichkeiten Rechnung, so erscheint das biologische Geschlecht letztlich als ein statistischer Effekt. Denn die Differenzierung in ausschließlich Männer und Frauen schlägt sich in Form zweier nur geringfügig voneinander abweichender Normalverteilungen nieder: Demnach weisen Männer einen durchschnittlich höheren Testosteronspiegel auf, laufen durchschnittlich schneller als Frauen und haben durchschnittlich eine tiefere Stimme. Über den konkreten Einzelfall sagt das aber nichts aus: Es gibt Frauen, die schneller laufen als die meisten Männer sowie Frauen, die eine tiefere Stimme haben als die meisten Männer. Die Variationen innerhalb der Geschlechter sind höher als die zwischen den beiden Geschlechtsgruppen.

Die Vielschichtigkeit des biologischen Geschlechts gerät im Alltag – dank zahlreicher Anstrengungen zur Vereindeutigung der Geschlechtszugehörigkeit wie im Hinblick auf Kleidung – aus dem Blick. Nur in Ausnahmefällen wird sie Thema, wie im Fall der südafrikanischen 800m-Läuferin Caster Semenya, die im Sommer 2009 bei den Weltmeisterschaften in Berlin die Goldmedaille gewann. Nach ihrem Sieg ordnete der internationale Leichtathletikverband (IAAF) einen Geschlechtstest an, da aufgrund von Semenyas großem Leistungszuwachs und ihrer körperlichen Erscheinung Zweifel an ihrem Frau-Sein laut wurden. Die Athletin sei vermutlich intersexuell, hieß es (Süddeutsche Zeitung 21.8.2009). Interessant war zu beobachten, dass sich die im Alltag so schnell und eindeutig vorgenommene Geschlechtszuschreibung über Monate hinzog. IAAF-Funktionäre teilten gar mit, ein ganzes ExpertInnen-Team aus MedizinerInnen und PsychologInnen kümmere sich um Semenya und die Frage, ob sie weiterhin als Frau bei Wettkämpfen starten dürfe.³ Der Fall Caster Semenyas spiegelt zum einen die biologische Geschlechtervielfalt und verweist darauf, dass ein eindeutiges Bild dessen, was eine biologische bzw. eine natürliche Frau ist, nur schwer zu zeichnen ist. Zum anderen zeigt das Beispiel aber auch, dass der Vereindeutigungszwang – der Zwang also eindeutig Mann oder Frau zu sein – nicht in der Biologie, sondern vielmehr in sozialen Zusammenhängen wurzelt. Das gilt auch für die Klassifizierung von Personen als intersexuell. Schätzungen bezüglich des Anteils intersexueller Menschen an der Gesamtbevölkerung schwanken zwischen 0,002% und 1,7% (Schmitz 2006: 41-49). Statt sich in einer dritten Geschlechtskategorie verorten zu können sind intersexuell geborenen Personen gezwungen, sich in die herrschende zweigeschlechtliche Ordnung einzureihen. Das ist häufig mit operativen Eingriffen und Hormongaben bereits im Kindesalter verbunden, was Betroffene häufig als schwerwiegende Verletzung empfinden. Die Biologie liefert also durchaus das Wissen um Geschlechtervielfalt und die Normalität geschlechtlicher Abweichung. Damit widerspricht sie dem Bild einer Naturwissenschaft, die eindeutige Ergebnisse produziert, gerade wenn im Alltag von diesem biologischen Wissen nur die vermeintlich eindeutige Unterscheidung in Männer und Frauen übrig bleibt.

² Das ist mit dem Begriff Reifizierung gemeint: ForscherInnen tragen in die Untersuchung hinein, was sie eigentlich herausfinden möchte, nämlich die Bedeutung von Geschlecht im Alltag, in der Wissenschaft, bei der Arbeit und wo auch immer.

³ Caster Semenya darf seit Juli 2010 wieder als Frau an Wettkämpfen teilnehmen (Die Zeit 7. Juli 2010)

Eben diese sozial konstruierten zwei Geschlechter nun sind die Bedingung der Möglichkeit von Heterosexualität als Norm, denn die erfordert ja genau zwei ausschließlich aufeinander bezogene Geschlechter: Würden wir nicht in Männer und Frauen unterscheiden, wäre Sexualität gar nicht in Homo- und Heterosexualität klassifizierbar. Gleichzeitig wird die als natürlich erachtete Heterosexualität ihrerseits naturalisiert und zur Ursache der Zweigeschlechtlichkeit der menschlichen Spezies erklärt: Weil Menschen sich über zwei voneinander verschiedene Geschlechter fortpflanzen, könne es nur zwei Geschlechter geben. Diese Verknüpfung von naturalisierenden Vorstellungen von Geschlecht und Hetero-Sexualität bildet den Kern der heteronormativen Gesellschaftsordnung. Im Folgenden möchten wir darstellen, wie Inkorporierungen im Sinne einer Verinnerlichung und Verkörperung dieser Ordnung zu ihrer Reproduktion beitragen.

4. Inkorporierung

Vermeintlich natürliche Frauen- und Männerkörper werden im Rahmen eines kulturellen Bedeutungssystems wahrgenommen. Sie sind insofern immer schon interpretiert und gesellschaftlich. Darüber hinaus sind sie auch gestaltete und sich selbst gestaltende Körper. Körperformen und Bewegungsmuster hängen beispielsweise von Essgewohnheiten, Arbeitsweisen, Sport, Körperschmuck, Kleidung und vielem mehr ab – Körper entstehen und verändern sich in gesellschaftlichen Zusammenhängen. Dabei spielt die Inkorporierung, also die Verkörperung von sozialen Normen eine wichtige Rolle. Denn eine gesellschaftliche Norm wird in dem Maße unsichtbar, in dem sie eine natürliche Eigenschaft zu sein scheint. Die heteronormative Ordnung muss den Beteiligten also keineswegs bewusst sein, sie ist vielmehr inkorporierte, das heißt unsichtbar gewordene Gesellschaft. Wie dabei ein ‚normaler‘ Frauen- oder Männerkörper zu einer bestimmten Zeit auszusehen hat, fließt in deren Gestaltung ein. So lernen Frauen, beim Sitzen die Beine geschlossen zu halten und modellieren ihre Proportionen beim Bauch-Beine-Po-Training nach Schönheitsidealen. Männer wiederum feilen in Fitnessstudios an breiten Schultern und schmalen Hüften, um dem Bild athletischer Männlichkeit näher zu kommen. Körper haben damit eine Doppelbedeutung als Produkte und Produzenten von Gesellschaft – als Verkörperungen sozialer Normen einerseits und als handelnde Körper, die das Soziale hervorbringen und reproduzieren andererseits (vgl. Gugutzer 2004).

Ein Theoretiker, der dem menschlichen Körper als genuin soziologischer Kategorie zu Popularität verholfen hat, ist der französische Soziologe Pierre Bourdieu. Er bezeichnet den Körper und seine Ausdrucksformen mit dem Begriff des Habitus. Im Habitus sind Körperhaltungen, Sprache, Lebensstil, Geschmack und Neigungen, Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata einer Person eingeschrieben – er gibt den Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers einen begrenzenden sozialen Rahmen. Bourdieu nennt ihn „das Körper gewordene Soziale“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 161). Das Habitus-Konzept verweist damit vor allem auf die Unbewusstheit und Aufrechterhaltung sozialer Ordnung durch alltägliche soziale Praktiken. Innerhalb dieser Ordnung bringt der handelnde Körper soziale Verhältnisse zum Ausdruck. So wird zum Beispiel raumgreifendes und lautes Toben von Jungen häufig als ein natürliches Bedürfnis gedeutet. Aus doing gender-Perspektive sieht man darin jedoch ein Körperhandeln, das Jungenhaftigkeit darstellt und hervorbringt. In der Annahme, dass Jungen und Mädchen natürlicherweise unterschiedliche Bewegungsbedürfnisse haben, werden sie zu verschiedenen Körperpraxen animiert – so z.B. in geschlechtsspezifischen Lernbüchern, wie sie der PONS-Verlag 2009 herausbrachte (Speicher 2009). Indem die Bücher auf eine „natürliche Bewegungsfreude“⁴ der Jungen (nicht aber der Mädchen) beim Lernen setzen, leiten sie zu scheinbar typisch jungenhaftem Verhalten an und reproduzieren es damit. Soziale – und das heißt immer auch: historisch und kulturell wandelbare – Zuschreibungen bestimmen also, was typisch Junge und was typisch Mädchen ist. Inkorporierung meint in diesem Zusammenhang, dass die soziale Ordnung mitsamt heteronormativen Geschlechterverhältnissen zweimal existiert: einmal ‚in den Sachen‘ und einmal ‚in den Körpern‘, d.h. in den Mentalitäten, Körpern und Empfindungen jener Personen, die in der ihnen gegebenen Welt der Dinge als Frauen oder Männer vorkommen. So kommt es zum Beispiel zu einer Übereinstimmung von objektiven Strukturen eines geschlechtlich segregierten Arbeitsmarktes⁵ einerseits und der weiblichen ‚Berufung‘ zu sozialen Berufen andererseits. Auch hier ist Geschlecht an Vorstellungen von Sexualität gekoppelt, weshalb Männer, die weiblich konnotierte Berufe wie Steward oder Friseur ergreifen, häufig als homosexuell gelten.

Die Bewertung von Körperpräsentationen und Körperhandeln ist somit vergeschlechtlichend (das heißt sie erfolgt nach männlich beziehungsweise weiblich konnotierten Zuschreibungen); und sie normiert dabei auch das sexuelle Begehren. Denn eine überzeugende Körperpräsentation als ‚echter‘ Mann oder ‚echte‘ Frau gelingt unter anderem dadurch, dass der Körper ein heterosexuelles Begehren kommuniziert. Deutlich wird dies bei Personen, deren Körper Anlass zum Zweifel geben, ob sie die Norm erfüllen. Spitzensportlerinnen in männlich

⁴ <http://www.taz.de/1/leben/alltag/artikel/1/rechnen-mit-prinzessin-rosarot/>

⁵ Segregierte Berufe sind solche, bei denen der Anteil des anderen Geschlechts unter 30 Prozent liegt (Degele 2008: 65).

dominierten Sportarten zum Beispiel inszenieren sich in betont weiblicher Kleidung oder lassen sich (wie zum Beispiel die Boxerin Regina Halmich) in sexy Posen für Männermagazine ablichten, um unmissverständlich zu machen, dass sie ‚trotz‘ ihrer Muskeln ‚richtige‘ Frauen sind (Kleindienst-Cachay & Heckemeyer 2008). Dass der vergeschlechtlichte Körper Ausdruck erlernter sozialer Regeln ist, lässt sich eindrucksvoll anhand der Erfahrungen Transsexueller belegen: Was die meisten Personen von Kindesbeinen im Hinblick auf ‚richtiges‘ Mannsein und Frausein verinnerlicht haben und ganz selbstverständlich tun, müssen diese mühevoll lernen, nämlich Körperpraxen, die es erlauben, Geschlecht korrekt darzustellen, um als Mann oder Frau erkannt zu werden (Passing). Durch diese Perspektive wird deutlich, was in der Regel unbewusst bleibt: dass die Herstellung und Darstellung von Geschlecht nicht natürlich, sondern eine aktive Leistung tätiger Körper ist (Hirschauer 1993).

Obwohl diese Körperdarstellungen als männlich oder weiblich grundsätzlich allen Personen gleichermaßen zur Verfügung stehen, wechselt man sein Geschlecht nicht wie die Kleidung. Gesa Lindemann (1993) spricht in diesem Zusammenhang von der leiblich-affektiven Dimension der Konstruktion von Geschlecht. Ebenfalls am Beispiel von Transsexuellen verdeutlicht sie, dass das Empfinden des eigenen Körpers nicht jenseits gesellschaftlichen Körperwissens möglich ist. In ihrer Untersuchung beschreibt Lindemann, dass und wie transsexuelle Menschen, obgleich sie in der Öffentlichkeit als Mann oder Frau ‚durchgehen‘, sich in geschlechtergetrennten Räumen wie zum Beispiel Toiletten fehl am Platz fühlen. Jenseits der Möglichkeiten zur Umdeutung und Umgestaltung des Körpers ist die körperliche Materialität so dicht mit Wissen und Bewertungen verwoben, dass Attribute des falschen Geschlechts für sie ein spürbarer Makel bleiben. Weil emotionale Verankerungen die Codierung körperlicher Routinen als männlich oder weiblich so wirksam machen, wirken körperliche Empfindungen auch disziplinierend und normierend: Jungen in rosa Kleidung, eine Frau, die im wieder modern gewordenen Rock breitbeinig im Vorstellungsgespräch sitzt, oder die Mutter, die ins Gerede kommt, weil sie das Kind vernachlässigt – ein geschlechtlich ‚falsches‘ Verhalten ruft Unwohlsein, Scham- und Schuldgefühle hervor. Dass die Ordnung von subjektiven Emotionen gestützt wird, gibt ihrer Durchsetzung eine Leichtigkeit, die offene Sanktionen überflüssig macht, weil sich die Norm von selbst versteht. Der Habitus wirkt hier unbewusst als „Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.“ (Bourdieu 1976: 164f) Gibt es Überschreitungen der Geschlechterordnung, so finden wir in der Regel Marker, die Weiblichkeit und Männlichkeit eindeutig identifizierbar machen: Frauen dürfen Managerinnen sein, wenn sie ‚ihre Weiblichkeit‘ nicht verlieren und sie dürfen Anzüge tragen, wenn es ‚weiblich geschnittene‘ Hosenanzüge sind.

Die permanente Produktion sichtbarer Differenz von männlichem und weiblichem Verhalten ist in der ‚männlichen Herrschaft‘ (Bourdieu 2005) verankert. Danach geht die soziale Positionierung als ‚richtiger Mann‘ mit gesellschaftlichen Privilegien einher, von denen Frauen und abweichende Männlichkeiten aufgrund ihres Habitus ausgeschlossen bleiben – auch ohne ausdrückliche Verbote. Im besten Fall ist männliche Herrschaft weibliche Selbstzensur. Ein Beispiel dafür sind Kommunikationsstrategien von Frauen, die Männer in beruflichen Kontexten oft besser dastehen lassen, ohne dass Frauen objektive Grenzen gesetzt würden (vgl. Kotthoff 1993). So zum Beispiel dann, wenn sich Frauen in Diskussionen am Arbeitsplatz zurückhalten, um nicht zu dominant zu wirken. Diese unsichtbare Hand sozialer Disziplinierung bezeichnet Bourdieu als „symbolische Gewalt“. Das ist „jene Form der Gewalt, die über einen sozialen Akteur unter Mittäterschaft dieses Akteurs ausgeübt wird“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 204). Sie bezieht ihre Effektivität aus dem Umstand, dass sie nicht als Gewalt oder Zwang wahrgenommen wird. Das geschieht, indem die männliche Herrschaft und die Abwertung des Weiblichen in der gesamten Sozialisation und in immer wiederkehrenden Praktiken (z.B. Einsetzungs-/Initiationsriten, Männlichkeitsrituale wie Sportveranstaltungen und anderem mehr) von Personen verinnerlicht und einverleibt werden. Als Konsequenz müssen die alltäglichen kleinen Symbole der Herrschaft nur die Dispositionen im Habitus aktiviert werden, wie etwa durch das so oft geäußerte ‚typisch Frau‘/‚typisch Mann‘, Rederechtsverteilungen, sexuelle Anspielungen, sanktionierende Blicke – all die kleinen Gesten, die Frauen und Männer im Alltag ganz selbstverständlich auf ihren Platz verweisen. So ist die Welt voller kleiner „Ordnungsrufe“ (Bourdieu 2005: 57), die Männer und Frauen zu dem machen, was sie anscheinend sowieso schon sind.

5. Institutionalisierung

Wie aber ist Heteronormativität in gesellschaftlichen Strukturen institutionalisiert? Dazu werfen wir einen Blick auf jene Strukturen, die Handeln ermöglichen, es zugleich aber auch einschränken. Dabei stehen für uns zunächst Makrostrukturen wie zum Beispiel der Arbeitsmarkt, die Gesetzgebung oder Bildung im Vordergrund. Solche Strukturen produzieren jene (heteronormativen) Körper und Körperpraxen, die wir im vorangegangenen Abschnitt skizziert haben. Denn sie geben den Rahmen vor, welche Körper, Geschlechter, Lebensweisen und anderes mehr gesellschaftlich anerkannt sind und welche nicht. Zugleich sind Strukturen immer auch Produkte

von Handlungen, weil sie durch alltägliche Körperpraktiken aufrechterhalten und reproduziert werden. Ein prominentes Beispiel für die Verankerung von Heteronormativität in gesellschaftlichen Makrostrukturen ist die (auch in Deutschland) staatlich geschützte Institution der Ehe und die mit der Eheschließung zwischen Mann und Frau einhergehenden finanziellen Vorteile (allen voran das Ehegattensplitting). Dies bleibt homosexuellen Paaren vorenthalten. Hinzu kommen adoptionsrechtliche Unterschiede zwischen Homo- und Heteropaaren. Interessant sind auch Karrieremuster in Wirtschaft und Politik. Trotz schwuler Bürgermeister und lesbischer TV-Moderatorinnen sind bestimmte gesellschaftliche Positionen – wie z.B. das Amt des Bundespräsidenten oder des Arbeitgeberpräsidenten – für Frauen nur schwer, für Homosexuelle kaum und für Transsexuelle oder Transgender überhaupt nicht denkbar.

Im gesellschaftlichen Alltag lassen sich unzählige Beispiele für die Institutionalisierung im Sinne einer strukturellen Etablierung von Heteronormativität finden. Aufschlussreich ist dabei das Kleidungsangebot. Denn nach Männern und Frauen unterschiedene Größen, Schnitte und Farben kommunizieren klare Vorstellungen darüber, wie normale Männer- und wie normale Frauenkörper auszusehen haben. Welchen Grund hat es sonst, dass T-Shirts für Frauen häufig bereits über der Hüfte enden und zudem deutlich kürzere Ärmel haben als die für Männer? Und warum gibt es Regenschirme, Geldbörsen oder Socken in der Männer- und Frauenvariante? Ein Gang durchs Kaufhaus verdeutlicht, dass und wie Geschlechterdifferenz über Gegenstände wie Kleidung hergestellt wird. Doch das ist nicht alles. Denn schließlich sind Körperpräsentationen immer auch verknüpft mit der Kommunikation und Darstellung sexuellen Begehrens. Entsprechend steckt auch die Modebranche Grenzen für bestimmte Geschlechter- und Sexualitätsinszenierungen ab.

Für die gesellschaftliche Produktion geschlechtlicher Differenz sorgt auch die geschlechtliche Arbeitsteilung (vgl. hierzu Degele 2008: 63-66). Sie wird schon Kindern als das Normalste der Welt beigebracht, wenn es in Schulbüchern etwa heißt: „Mutti spült und Papa arbeitet“. Mit einem solchen Szenario reproduziert das Schulbuch zum einen die Norm der heterosexuellen Kleinfamilie, zum anderen die Vorstellung vom arbeitenden Vater, der Geld nachhause bringt, und von der Mutter, die zuhause bleibt und sich um Haushalt und Familie kümmert. Auffällig ist dabei, dass die nicht konkret benannte Tätigkeit des Mannes als Arbeit zu gelten scheint, das konkrete Geschirrspülen der Mutter dagegen als Nicht-Arbeit abgewertet wird. Heteronormativität ist aber nicht nur bei der Unterscheidung und Trennung von Haus- und Erwerbsarbeit elementar, sondern auch bei der Übersetzung von Differenz in Hierarchie. Deutlich wird das am Beispiel des Geschlechtswechsels von Berufen, das heißt dem Wandel von sogenannten Frauen- zu Männerberufen und umgekehrt. Denn erstens sind die geschlechtlich zugewiesenen Inhalte von beruflichen Tätigkeiten beliebig und zweitens bleiben die dahinter stehenden Hierarchien beängstigend konstant. Was heißt das? Zunächst einmal operiert die Geschlechtszuschreibung von Berufen unabhängig von den jeweiligen Inhalten – obwohl immer wieder argumentiert wird Frauen bzw. Männer seien für diese oder jene Arbeit natürlicherweise besser geeignet. Ob zum Beispiel sekretarielle Tätigkeiten oder die Arbeit des Setzens als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ definiert sind, ist historisch sehr variabel. Vor hundert Jahren waren Sekretäre durchgehend Männer, die eine prestigereiche Tätigkeit ausübten. Heute hingegen ist die männliche Form dieser Berufsbezeichnung fast nur noch zur Benennung eines Möbelstücks geläufig. Solche Geschlechtswechsel von Berufen kommen zum einen zustande, weil Frauen in Berufe vordringen, wenn sie für Männer hinsichtlich Einkommen und Aufstiegsmöglichkeiten an Attraktivität verlieren. Zum anderen stehen Frauen Berufe in expandierenden Bereichen offen, solange noch nicht ausreichend qualifizierte Männer zur Verfügung stehen. Bei der Zuordnung von Geschlecht und Arbeit ist ‚Verweiblichung‘ mit Statusverlust (vom Sekretär zur Sekretärin), ‚Vermännlichung‘ dagegen mit Statusgewinn verbunden (von der Putzfrau zum Gebäudereiniger). Berufe sind also Medien einer Geschlechterordnung, die Differenz in Hierarchie übersetzen und Hierarchie in Differenznormen transformieren. Einfach gesagt: was sich unterscheiden lässt, kann man auch in eine Rangordnung bringen. Was dabei geschieht: Die Logik binärer Klassifikationen wird für die Legitimation und Aufrechterhaltung bestehender Machtverhältnisse instrumentalisiert. Das wiederum bedeutet, dass die geschlechtliche Rangordnung in der Regel unangetastet bleibt, auch wenn die Inhalte wechseln. Inhalte sind beliebig, der Mechanismus der Hierarchiebildung ist es nicht. Geschlecht ist damit auch ein Klassifikationsmechanismus: Männlichkeit als Code ist nicht mit einer Inhaltskategorie gleichzusetzen, sondern mit einer symbolischen Positionskategorie, deren Inhaltlichkeit einzig aus der Abgrenzung zu Weiblichkeit erfolgt. Genau so funktionieren Strukturbildungen.

Institutionalisierungen heteronormativer Strukturen sind auch auf der Mikroebene individuellen Handelns anzutreffen. Dazu gehört das Wissen, wie man sich in bestimmten Situationen als Mann oder als Frau zu verhalten hat. So folgen Frauen auf Partnersuche beim Speed-Dating ganz automatisch einem institutionalisierten Drehbuch, das ihnen eine zuhörende, aufmerksame, zurückhaltende Position zuweist.⁶ Ohne

⁶ vgl. Doris Superina im Interview in der Süddeutschen Zeitung vom 12.05.2009, <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/speed-dating-in-muenchen-maenner-sollten-weniger-reden-1.466751>

die Regel benennen zu können, wissen sie offenbar genau, was sie zu sagen und zu verschweigen, wann sie zu nicken und den Blick zu senken haben und welche Bestätigungen sie ihrem männlichen Gegenüber zukommen lassen sollten. Da die Geschlechterdifferenz auf der Mikroebene unablässig hergestellt wird, kann selbst eine Zunahme formeller Gleichheit auf der Makroebene zu einer Verfestigung von Ungleichheit führen. Die Öffnung des Bildungssystems für Frauen (Egalisierung auf Makroebene) etwa hat dazu geführt, dass die nach wie vor typische Wahl von Berufen wie Automechaniker durch Jungen und Arzthelferin durch Mädchen (Institutionalisierung auf Mikroebene) so aussieht, als wäre sie eine rein individuelle Wahl und nicht ein Symptom bestehender Ungleichheiten (Bourdieu 2005: 156ff). Strukturen auf der Mikro- und Makroebene sind also nicht nur in kongruenter Weise verwoben, sondern auch in widersprüchlicher, Ungleichheiten legitimierender Form.

6. Heteronormativitätskritisch Forschen

Wir haben gezeigt, dass Heteronormativität ein fast unsichtbares, aber grundlegendes Strukturierungsprinzip von Gesellschaft ist und plädieren dafür, dieses ausdrücklich und reflektiert in Gesellschaftsanalysen mit einzubeziehen. Als Methode, Heteronormativität sichtbar zu machen, nutzen wir die Technik der Entselbstverständlichung. Im Folgenden werden wir diese erstens kurz erläutern und zweitens zeigen, dass sie einen produktiven Blick auf sozialwissenschaftliche Themen ermöglicht. Das demonstrieren wir exemplarisch anhand von Analysen zu Modernisierungsprozessen, zur Arbeitsteilung und zum Konsum in einer kapitalistischen Gesellschaft.

Das Prinzip der Entselbstverständlichung praktizierten Studierende eines Queer Studies-Seminars in der Fußgängerzone in Freiburg, indem sie ein soziologisches Krisenexperiment durchführten und PassantInnen die Frage stellten: ‚Warum sind Sie heterosexuell?‘ Die meisten reagierten darauf überrascht, verblüfft oder fühlten sich angegriffen. Denn Heterosexualität wird so sehr als Norm empfunden, dass die Frage danach den meisten Personen absurd erscheint; und gewiss gehört es nicht zu den üblichen Erwartungen, etwas so ‚Normales‘ wie Heterosexualität erklären zu müssen. Ein solches Infragestellen von Denkvoraussetzungen bezeichnet Butler (1993b: 52) als Dekonstruktion. Dekonstruktionen versehen Phänomene mit einem Fragezeichen, setzen sie unter Bedingtheitsvorbehalt, das heißt sie spielen den Gedanken durch, es könnte auch ganz anders sein. Es geht darum, Hintergrundannahmen von Thesen, Feststellungen und Fragen explizit zu machen, um sie auf Stereotype und unausgesprochene Unterstellungen hin untersuchen zu können.

So hinterfragt die britische Soziologin Sylvia Walby (1994) einen stillschweigenden Konsens über den Verlauf von Modernisierungsprozessen und stellt fest, dass westliche modernisierungstheoretische ‚Demokratisierungserzählungen‘ eines dreistufigen Konzepts des Erringens bürgerlicher Rechte im 18., politischer Rechte im 19. und sozialer Rechte im 20. Jahrhundert sich einzig auf die Rechte von weißen Männern beziehen. Frauen hatten in Großbritannien vor 1928 und in den USA vor 1920 kaum zivile und politische Rechte (kein Recht auf Abtreibung, kein Recht auf freie Wahl des Wohnorts gegen den Willen des Ehemanns, keine Eigentums- und Vertragsfreiheit, kein Schutz der körperlichen Unversehrtheit in der Ehe, keine freie Arbeitsplatzwahl et cetera). Die USA waren 1940 also keine ‚liberale‘ Gesellschaft. Zivile und politische Bürgerrechte galten nur für eine Minderheit der erwachsenen Bevölkerung auf der Grundlage zugeschriebener Merkmale wie Geschlecht und Hautfarbe – und bis heute bestehen manche dieser Rechte für Personengruppen nur auf dem Papier. Walbys Betrachtung verdeutlicht, dass Vorstellungen über moderne Nationalstaaten nach einer heteronormativitätskritischen Analyse unhaltbar sind. Indem sie Ungleichheitskategorien – darunter Geschlecht und sexuelle Orientierung – in unterschiedlichen Ländern und dort jeweils in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen analysiert, zeigt sie auf, dass moderne Errungenschaften wie politische und rechtliche Gleichheit nicht verwirklicht sind.

Auch für das ökonomische System des Kapitalismus ist die durch die Heteronorm produzierte Geschlechterdifferenz von zentraler Bedeutung, denn sie ist sowohl in der Sphäre der Produktion/Reproduktion als auch in der Sphäre der Konsumtion eine hochgradig verwertbare Differenz. Feministische Analysen der Arbeitsteilung im Kapitalismus zeigen, dass die enorme Produktivitätsentfaltung der kapitalistischen Gesellschaften maßgeblich auf einer vergeschlechtlichten Arbeitsteilung beruht, bei der Frauen für eine unentgeltliche Reproduktion sorgen. Die Soziologin Regina Becker-Schmidt (1987: 191) hat dies vor fast einem Vierteljahrhundert als doppelte Vergesellschaftung bezeichnet: Frauen sind doppelt vergesellschaftet, weil sie an Produktion wie auch Reproduktion beteiligt sind – Männer an der Reproduktion dagegen kaum. Mit doppeltem Lohn und Status geht das nicht einher. Während Männer dieser Lesart zufolge über ihre Klassenzugehörigkeit in die Produktionsbedingungen eingebunden sind, gebe es, so Becker-Schmidt, „[i]nnerhalb jeder sozialen Klasse [...] noch einmal eine Unterschicht: die Frauen.“ Diese Arbeitsteilung ist trotz der Integration von Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt tendenziell nach wie vor Praxis, hat aber mittlerweile an Legitimität eingebüßt. Einige Universitäten und Organisationen etwa versuchen hochqualifizierte MitarbeiterInnen durch dual career-

Programme zu locken. Dahinter steht die Beobachtung, dass inzwischen auch Männer nicht mehr um jeden Preis eine Arbeitsstelle an einem anderen Ort annehmen, wenn die Partnerin nicht mitzieht – und diese tut das nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie noch vor einer Generation. Solche Verschiebungen verweisen jedoch nur bedingt auf ein egalisiertes, gerechteres Geschlechterverhältnis. Vielmehr verschiebt sich die Geringschätzung und Unterbezahlung weiblicher Arbeitsleistung und stützt sich weiterhin auf hierarchische Geschlechterkonstruktionen. So macht Arlie Hochschild (2001) in ihren Arbeiten zu Global Care Chains darauf aufmerksam, dass eine erhöhte Erwerbstätigkeit von Frauen in der Regel nicht dazu führt, dass Ehepartner und Eltern die anfallenden Hausarbeiten sowie die Kindererziehung untereinander gleich aufteilen. Vielmehr ist zu beobachten, dass die benannten Tätigkeiten aus der Familie ausgelagert und dem kapitalistischen Arbeitsmarkt zugeführt werden. Diejenigen Personen aber, die im sozialen Dienstleistungssektor als Haushaltshilfen und Erzieherinnen arbeiten, sind – wie zahlreiche Statistiken belegen – vornehmlich Frauen; und zwar häufig Frauen aus bildungsferneren Schichten sowie Frauen mit Migrationshintergrund. Hierdurch entstehen in globalem Maßstab neue ethnische und geschlechtliche Ungleichheiten. Eine entselbstverständlichende Analyse konterkariert hier also die Annahme einer zunehmend geschlechtergerechten Arbeitsteilung.

Auch die Analyse kapitalistischer Konsumstrukturen profitiert von einer heteronormativitätskritischen Perspektive. Durch die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung im Kapitalismus kam lange Zeit vor allem Frauen die Aufgabe zu, die Bedürfnisse der Familienmitglieder durch Konsum zu befriedigen. Haushalte wurden folglich in der neuen Wohlstandsgesellschaft der Nachkriegszeit vor allem über Ehefrauen und Mütter adressiert. Mit einem Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse nun tauchen weitere Konsum-Zielgruppen auf – schwule Männer etwa gelten aufgrund ihrer Nicht-Versorgungspflichten gegenüber einer Familie als gut verdienende Hedonisten, die neue Märkte schaffen und den Konsum ankurbeln (Krauß 2008). Werbestrategien und Produktlinien greifen sozial hergestellte Vorstellungen über Geschlecht auf und tragen zu deren Verfestigung bei, indem sie beispielsweise normierende Kleidung zur Inszenierung von Männer- und Frauenkörpern wirksam vermarkten. Sie schaffen dabei heterosexualisierte Idealbilder, die Konsumbedürfnisse auslösen sollen, indem sie vormachen, was (hetero)sexy ist.

Diese Beispiele sollen genügen, um heteronormativitätskritisches Forschen als notwendige Ergänzung für gesellschaftswissenschaftliche Analysen plausibel zu machen. Geschlecht und Sexualität sind, wie wir aufgezeigt haben, über den bloßen Anschein hinaus von grundlegender Bedeutung für die Herstellung sozialer Ordnung. Weil Heteronormativität naturalisiert, inkorporiert und institutionalisiert ist, gerät sie in ihrer Allgegenwart leicht aus dem Blick. Deshalb bleibt Geschlecht bis heute in zahlreichen sozial- und gesellschaftswissenschaftlichen Arbeiten außen vor oder läuft als ein unhinterfragter Tatbestand mit – womit die Soziologie hinter ihren Möglichkeiten bleibt, vermeintlich Natürliches und Individuelles als Soziales auszuweisen und die Normalität von Phänomenen immer wieder aufs Neue in Frage zu stellen. Genau deshalb plädieren wir für Entselbstverständlichung als Technik und als heteronormativitätskritische Haltung: Sie hilft der Soziologie, zu weiter reichenden und besseren Gesellschaftsanalysen zu kommen.

Literatur

- Ayaß, R., 2008: Kommunikation und Geschlecht. Stuttgart: Kohlhammer.
- Becker-Schmidt, R., 1987: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. S. 187-235 in: U. Beer (Hrsg.), Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Bourdieu, P. & L. J. D. Wacquant, 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 2005: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J., 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J., 1993a: Bodies that matter. London/New York: Routledge.
- Butler, J., 1993b: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der "Postmoderne". S. 31-58 in: S. Benhabib, J. Butler, D. Cornell & N. Fraser (Hrsg.), Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer.
- Christiansen, K., 1995: Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz. S. 13-28 in: U. Pasero & F. Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Degele, N., 2008: Einführung Gender/Queer Studies. München: Fink (UTB).
- Dudek, S., 2007: Das Recht anders zu sein: Menschenrechtverletzungen aufgrund sexueller Orientierung. Berlin: Querverlag.
- Giddens, A., 1995: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main: Campus.
- Gugutzer, R., 2004: Soziologie des Körpers. Bielefeld: Transcript.
- Hagemann-White, C., 1988: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. S. 224-235 in: C. Hagemann-White & M. S. Rerrich (Hrsg.), FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in: der feministischen Diskussion. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Hirschauer, S., 1993: Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hochschild, A. R., 2001: Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. S. 157-176 in: W. Hutton & A. Giddens (Hrsg.), Die Zukunft des globalen Kapitalismus. Frankfurt am Main /New York 1990: Campus.
- Kleindienst-Cachay, C. & K. Heckemeyer, 2008: Um Gottes Willen jetzt wird sie zum Mannweib – Zur Körperpräsentation und -inszenierung von Spitzensportlerinnen in männlich dominierten Sportarten. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 69, 45-57.
- Kotthoff, H., 1993: Kommunikative Stile, Asymmetrie und "Doing Gender". Feministische Studien 2: 79-96.

- Krauß, D., 2008: Schwule in der Werbung. Werbewirkung von homosexuellen Botschaften in der Fernsehwerbung. Saarbrücken: VDM Verl. Dr. Müller.
- Lindemann, G., 1993: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Marx, K., 1960: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. S. 111-207 in: MEW 8. Berlin: Dietz.
- Palm, K., 2010: Die Natur der Schönheit - Reflexionen zur evolutionstheoretischen Attraktivitätsforschung. S. 39-54 in: N. Degele, S. Schmitz, E. Gramespacher & M. Mangelsdorf (Hrsg.), Gendered Bodies in Motion. Opladen: Barbara Budrich Verlag.
- Schmitz, S., 2006: Geschlechtergrenzen. Geschlechtsentwicklung, Intersex und Transsex im Spannungsfeld zwischen biologischer Determination und kultureller Konstruktion. S. 33-56 in: S. Ebeling & S. Schmitz (Hrsg.), Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. VS-Verlag: Wiesbaden.
- Schröter, S., 2002: FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern. Frankfurt am Main: Fischer.
- Speicher, K., 2009: PONS Textaufgaben für Jungs. 2. - 4. Klasse: 100 Aufgaben, die Jungs wirklich begeistern. Aufl. A1. Stuttgart: PONS.
- Villa, P.-I., 2000: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske & Budrich.
- Walby, S., 1994: Is citizenship gendered? *Sociology* 28, 379-395.
- West, C.; D. Zimmerman, 1987: Doing Gender. *Gender & Society* 1, 125-151.